

Mein Rätsel und das Wunder

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **24 (1956)**

Heft 3

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-568262>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mein Rätsel und das Wunder

Damals noch war ich wenig über zwanzig, kaum dem Sturm und den Veränderungen, die sich so plötzlich des Körpers und des Geistes bemächtigt hatten, entwachsen, noch viel weniger ihnen schon gewachsen. Die Welt war ein offenes Wunderbuch, so fremd, erregend und lockend. Und diese Wunder erleben, bestehen, von ihnen geprägt zu werden, das war mein Wunsch. Wo aber fände sich der Zauberer, ein wahrer Merlin, der das Buch so auswendig wüsste, dass er mich richtig einführen könnte?

Ich begegnete ihm bis dahin nie, und so beschloss ich, in jenen Sommerferien wegzuwandern aus dem lieben, doch nun eng gewordenen Elternhaus. Auch das Heimatland schien mir noch zu vertraut und gewohnt. Ein Wunder kann doch nur geschehen, wo alles anders, wo Sitten und Gebräuche und auch die Menschen fremd sind, irgendwie losgelöst vom alltäglich Wirklichen.

So wanderte ich damals einfach plan- und ziellos nach Frankreich hinein, jedes Stück unbekanntem Bodens wie ein Kolumbus mir entdeckend und erobernd, ständig aber auf der Suche nach dem eigentlichen Wunder, nach Neuem, und vor allem nach Menschen, die mich verstehen könnten. Denn immer deutlicher spürte ich, dass ich anders war als meine Kameraden zu Hause. So manches, was sie freudig unternahmen, behagte mir nicht. Woran lag dies und was war es? Solche Fragen quälten mich in jener Zeit sehr oft und ich pflegte sie einfach «mein Rätsel» zu nennen.

Bald erkannte ich immer klarer, dass mein Reiseziel am Meer liegen müsse. —

Und so sass ich denn wenige Tage später irgendwo in der Bretagne ganz zu äusserst auf einem Felsblock. Das flache Land mit seinen stillen Schafherden, mit seinen Hecken, den schmalen Strassen und weit auseinanderliegenden Dörfern, ich hatte es am Morgen durchwandert, froh, endlich dem Gewühle des Nachtschnellzuges entronnen zu sein. Ein Paradies von Frieden und Ruhe schien mich hier aufzunehmen.

Und jetzt war es Mittag. Heiss brannte die Sommersonne kurze, scharfe Schatten in die umliegenden Felsen. Auch der Stein, auf dem ich sass, fühlte sich warm, fast durstig an.

Vor mir aber dehnte sich der Blick über die blau-glitzernde Wasserfläche, die im Unendlichen irgendwo mit dem Licht des Himmels zusammenfloss. Nur ganz rechts, vor den westlichsten Felsen war die Horizontlinie scharf zu erkennen.

Das Meer schien zu schlafen. Einzig gerade unter mir gurgelnde, in tiefem Bass rollende Wellen, wogend, auf und niederflutend — gleichsam der Atem der Welt!

Das war der Augenblick, endlich die nötige Zwiesprache zu halten mit meiner in den vergangenen Jahren so neu, mir selber fremd gewordenen Natur.

So sass ich denn in stillem Nachdenken wohl mehr als eine Stunde. Mein altes Rätsel aber blieb, an dem ich nun schon so lange getragen hatte — und es blieb auch die Sehnsucht nach dem Wunder . . .

Doch hier, ganz deutlich, spürte ich: hier musste es kommen wenn je, wenn irgendwann und wo.

Ich schlenderte zurück zum armseligen Haus, «Jugendherberge» genannt. Jetzt aber war ich nicht mehr allein wie am frühen Nachmittag, als ich dort meinen Rucksack deponierte.

Ein Mann, er mochte die Dreissig knapp überschritten haben, begrüßte mich freundlich. Er war Engländer, hochgewachsen, breitschultrig, stark; doch wie Sterne schienen liebenswürdige blaue Augen unter den krausen Brauen hervor — und geradezu lustig wirkte der braunrote Wuschelschopf.

Gleich wurden wir uns einig, zusammen ein frühes Abendessen zu kochen. Im Dörfchen hatte er Gemüse gekauft und ich steuerte Suppenwürfel und das letzte Stück Bündnerfleisch bei.

Mit grossem Genuss wurde gegessen, nicht anders, als wären wir im besten Hotel. Dabei plauderten wir über unser Woher und Wohin. Bald entspann sich ein eigenartiges Gespräch, in dem jeder sein besonders starkes Interesse am andern zu verbergen trachtete, trotzdem aber möglichst viel aus dem Gegenüber herauszubringen versuchte. Der Engländer stellte viele Fragen und verstand es dabei, immer tiefer auf meine Gedanken vom Nachmittag einzugehen: mein Suchen nach festem Halt, nach einem Menschen, der mir mein Rätsel klären könnte. Vieles blieb in diesem langen Gespräche nur angedeutet, doch schien er zu verstehen und viel mehr zu wissen als ich selbst. Nichts Forschendes lag im Ton seiner Stimme, sie war vielmehr breit und weich. Wie ein lang erwarteter Regen fielen diese Fragen in mich hinein. Seine klaren Augen blickten dabei so ruhig-begreifend, als könnten sie alles Verborgene erwärmen und beleuchten. Und so begann bei mir etwas zu keimen und leise sich zu einem Ganzen zu formen.

Dann berichtete er auch über sein Leben, und nun begann ich zu ahnen, wie sehr er selbst vor dem gleichen Rätsel gestanden hatte, und ich spürte, wie alle meine Unsicherheiten ihm selbst auch Probleme gewesen waren. Es wurde mir dabei so leicht zu Mute, denn diesem Menschen konnte ich mich ganz anvertrauen, diesen Menschen musste ich verehren — und lieben.

Mehr und mehr glitt ich dabei ab von seinem Erzählen und schaute ihn an. Dieses ausdrucksstarke Gesicht, den braungebrannten Hals und den dort leise erkennbaren Pulsschlag, die breite Brust. Wie eine Festung kam er mir vor. Hier war man sicher.

Unser Mahl war längst beendet.

Ich erhob mich langsam, reckte mich glücklich und zufrieden und begann in tiefen Zügen die würzige Meerluft einzuatmen.

«Ein Spaziergang?» sagte er plötzlich hinter mir. Ich schrak zusammen. Unerklärlich, warum mir das Blut zum Herzen schoss, der Atem stockte. Eine feine Erregung, die Vorfreude auf etwas Unbekanntes. Ich nickte nur, zog rasch Strümpfe und Schuhe und auch das Hemd aus und sprang in meinen leichten Turnhosen davon über das kurze, moo-

sige Gras direkt gegen die langsam niedergehende Sonne. Bald stand ich am Ende des Landes, am Rand der Felsen hoch über dem Meer. Ein Jauchzer und lebhaftes Winken dem Mann, der mir gemächlich folgte.

Dann schritten wir Seite an Seite den steil abfallenden Felsen entlang. Wieder packte mich diese Erregung, wieder sprang ich voraus und wieder gingen wir bald nebeneinander her, diesmal für lange Zeit. Etwas Eigenartiges, fast Gefährliches drängte in mir. Ich wollte — wenigstens mit meinen Gedanken — allein sein und blickte ihn verstohlen von der Seite an — und er verstand, nickte und schwieg.

Wir stiegen in eine kleine, so recht von allen Winden geschützte Sandbucht hinunter. Hier setzte ich mich nieder, sodass der Schaum der grossen Wellen gerade noch meine Füsse erreichen konnte, denn an ein richtiges Bad dachte ich nicht. Wie schön wäre es, hier zu plaudern, bis die Nacht herabsinken würde. Doch er schien anderes zu wollen, das spürte ich. Und wieder leises Beben, Herzschlag.

Da trat er neben mich hin, schaute mich von oben bis unten an und begann darauf langsam seine Kleider abzustreifen, bis er nur noch in den Badeslips vor mir stand, gross und kräftig wie ein Gott, von der niedersinkenden Sonne bronzegolden überstrahlt. Ich staunte. Nun drehte er sich um, nickte mir aufmunternd zu und sprang in die anrollende, spritzende Flut. Fast anbetende Bewunderung fühlte ich in mir und diese bekannte und doch fremde, leise durch alle Adern zuckende Erregung. Mein Körper begann zu zittern. Heiss stieg es auf, hämmerte wild in den Ohren und stossweise drängte sich der Atem.

Ja, die Natur hatte nun gesprochen. Mit unsichtbaren, starken Fesseln zog es mich zu jenem Manne, zum selben Geschlecht, und im rasenden Drängen meines Herzschlages fühlte ich: Das war das alte Rätsel in dir — und jetzt ist es gelöst!

Aber würde nun auch das Wunder geschehen?

Er stieg aus dem Wasser und schritt auf mich zu. «Komm doch auch!»

Da streckte sich ihm meine Hand wie von selbst entgegen, und er ergriff sie und zog mich auf. Dadurch erst, so schien mir, war ich vom Kind zum jungen Manne geworden. Welch unsägliches Glück! Aber nichts sollte er davon merken! Rasch aus den Turnhosen und frei, ohne Bekleidung sauste ich in weiten Sprüngen davon, setzte über die ersten Wellen hinweg, platschte im kniehohen Wasser weiter bis ganz ins kühle Nass hinein; mit kräftigen Zügen schwamm ich weit hinaus. Trotzdem, er hatte mich bald eingeholt und wir kehrten langsam zurück, Zug um Zug nebeneinander schwimmend.

Dann lagen wir im noch warmen Sand, schauten in die Sterne, die langsam am immer dunkler werdenden Himmel sich entzündeten. Wir hörten das Rauschen der Wellen und sogen tief die herbe Luft in uns ein. So lagen wir wortlos eine gute Weile, eigentlich jeder etwas bange vor dem andern. Er musste mein Beben bemerkt haben, denn er fragte, ob ich friere. Aber seine Stimme klang seltsam, fast unsicher, und unregelmässig hörte ich seinen Atem gehen. Ich fand keine Antwort, schluckte nur. Nun legte sich seine Hand auf meine Stirne und langsam tastend fuhr sie über meinen ganzen Körper. Ich fühlte ihr nach und streichelte

sie, wollte leise darüber fahren, den sehnigen Arm spüren — oder die Brust — —

Da bewegte er sich — und schon kniete er breit über mir, fasste mich dann im Rücken und hob mich sachte, sachte zu sich empor. So hielten wir langes Zwiegespräch, wortloses Verstehen — bis endlich sich die Lippen fanden. —

Es mochte nach Mitternacht sein, als wir Arm in Arm — eigentlich trug er mich mehr — in die einsame Herberge zurückkehrten, wo wir uns nebeneinander auf die Schlafsäcke legten.

Eine ganze Woche waren wir allein dort draussen, und als ich Abschied nahm und zurückkehrte, da wusste ich nicht nur um das Rätsel in mir, dass es keines mehr war, sondern auch um den Zauberer, der mich die schönsten Seiten der Welt, dieses Wunderbuches, hatte sehen lassen.

El Mirasol.

Die Sinnlichkeit ist nicht Sünde, sondern ganz im Gegenteil ein Schmuck des Lebens, eine Gabe Gottes, wie Frühling und Sommer es sind. Man sollte sie mit gutem Gewissen und Freude geniessen und sollte sie gesunden und erwachsenen Menschen, die sie begehren, von Herzen wünschen, wie man ihnen den Anblick des Meeres wünscht, und dass der Herbstwind um die Stirne weht.

Gustav Frenssen, Dichter und protest. Prediger, 1863—1945.

Der Geschlechtstrieb hat mit Sittlichkeit ebensoviel zu tun wie der Hunger. Wenn wir zu den Tieren des Waldes gingen und ihnen unsere Geschlechtsnot klagten, so würden sie uns entweder für krank halten oder in ein schallendes Gelächter über das Menschengeschlecht ausbrechen. Wenn der Geschlechtstrieb unmoralisch und das Geschlechtliche unsittlich ist, dann müssten wir hinauseilen in die Natur und über alle Blumen Feigenblätter legen; denn Blüten sind nichts anderes als Geschlechtsorgane, zur Begattung offen ausgestellte Geschlechtsorgane; dann müssten wir der Nachtigall zu singen verbieten, denn sie singt durch die Nacht, damit ihr Geschlechtstrieb Befriedigung finde.

Dr. Friedrich Kahn, Sexuologe, 1950.